

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 9.

Donnerstag, den 28. Februar.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Hermine.*)

Novelle von

Pauline Schanz.

I.

Wir stehen vor einem hohen, stattlichen Hause. Wie frisch und blank Alles ist, von den Kellerfenstern bis zu den Blitzableitern hinauf, deren vergoldete Spitzen hell funkeln im Sonnenschein! Wie es stolz und gravitatisch über den Marktplatz hinschaut, über alle andern Häuser hinweg, gleich als ob es wisse, daß es das schönste von allen sei. O wie glücklich müssen die Leute sein, die hinter diesen blankpolirten Fensterscheiben, hinter den schwer seidnen Gardinen mit den goldnen Franzen und Quasten wohnen! Mancher Fremde blieb schon vor dem palastartigen Hause stehen, über dessen Eingangsthor mit ellenhohen, goldenen Buchstaben: „G. L. Braun“ der Name des Besitzers, stand, und wenn man sich nach demselben näher erkundigte, so erzählten die

Leute, was jedes Kind wußte, daß Herr Braun, der Kauf- und Handelsberr, der reichste Mann der Stadt sei, — und nicht allein der reichste, sondern auch der glücklichste; denn er hatte sich vom armen Bauernsohn zu seinem unermesslichen Reichthum emporgeschwungen und tauschte wohl mit keinem Großen des Landes. Alles, was er that und gethan hatte, schlug zu seinem Glücke aus, und das Unglück, — die alte, graue Heze mit dem Krückstock und dem runzligen, verwitterten Gesicht, die sich von Thür zu Thür schleicht, — war an der seinen stets vorbeigegangen, gleich als stände ein Zauberspruch auf der Schwelle, den sie nicht zu überschreiten wagte.

Der Reichthum ist doch etwas schönes, wenn gleich das Gegentheil gar oft behauptet wird. Wer würde nicht beistimmen, wenn er die stattliche Figur des Herrn Braun mit dem zufriedenen, selbstgefälligen Gesicht, in seinen Sammetessel gelehnt, belauschen könnte. Das Zimmer, in dem er sich befindet, ist mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet: Sopha, Sessel und Gardinen vom schwersten rothen Seidendamast. — Der reiche Mann sitzt an einem großen, runden Tische, seine wohlgerundeten Glieder umhüllt ein kostbarer türkischer Schlafrock, an dem Zeigefin-

*) Wir theilten vor kurzem eine Novelle von Pauline Schanz „Morley Hall“ mit, und glauben nur dem Wunsche unsrer Leser zu entsprechen, wenn wir mit Bewilligung der Verfasserin eine zweite Erzählung derselben, die zuerst im Taschenbuch „Libussa“ gedruckt war, hier folgen lassen. D. R.

ger der rechten Hand bligt ein großer Solitair, dessen Doppelgänger, als Nadel, die schneeweiße Hemdfalte über der Brust zusammenhält. Der Duft einer echten Havannah zieht sich in leichten, blauen Streifen durch das Zimmer; vor dem, der diese Wohlgerüche vor sich hinbläst, um sie desto behaglicher wieder einzuathmen, steht ein eiserner Kasten, woraus er von Zeit zu Zeit ein Packet Banknoten nimmt, welche er auf dem runden Tische aufzählt. Ein freundliches Schmunzeln umspielt seinen Mund, wie sich so nach und nach die Tischplatte mit den Papieren bedeckt, von denen ein einziges hingereicht hätte, eine arme Familie draußen in der Vorstadt, in den niedrigen Hütten, auf lange Zeit vor Mangel und Kummer reichlich zu schützen. Jedoch der glückliche Kaufherr denkt jetzt nicht an die fernwohnende Armuth, sondern nur an seine einzige Tochter, die eben heirathen soll und von deren Mitgift die Banknoten einen Theil bilden sollen.

Hermine — so heißt dieselbe — befindet sich allein in ihrem Ankleidezimmer. Welch ein liebliches Bild! — Die Fenster, die von der Decke bis auf den Boden reichen, führen auf einen, mit kostbaren Blumen besetzten Balkon hinaus, die Flügel sind halbgeöffnet und ein leiser Windhauch spielt mit den faltigen Mouffelinvorhängen; ein grüner Papagei schaukelt sich hinter den Messingstäben seines blanken Käfigs; der reiche Teppich, der den Boden bedeckt, fühlt die kleinen, niedlichen Füße der Bewohnerin ungehört über sich dahingleiten; ein Flügel, ein Schreibtisch und ein Bücherschrank von Mahagoni stehen an den Wänden. Auf der Ottomane ausgebreitet liegt ein weißseidenes Kleid, reich mit Brüseler Kanten besetzt, und daneben ein kostbarer Schleier, dessen wundervolles Gewebe aus dem feinsten, kunstvoll verschlungenen Fäden wohl Jahre lang die fleißigen Hände und müden Augen einer armen Klöpplerin in Anspruch nahm.

Eben öffnet sich die Thüre, die in Herminens Schlafgemach führt, und die Besizerin all dieser Herrlichkeiten tritt ein. Ach! diese trüben Augen, diese blassen Wangen reden von einer schlaflosen, vielleicht durchweinten Nacht. Das schwarze Haar ist kunstlos geordnet, der ganze Anzug des jungen Mädchens ohne Sorgfalt angelegt, obgleich elegant und reich. Schön ist ihr Gesicht, aber aus den dunkeln Augen,

die sich manchmal plötzlich wie bei einem schnellen Gedanken aufschlagen, bligt ein fremdartiges, leidenschaftliches Feuer, das nicht wohlthut; die hohe, weiße Stirn zeigt von Stolz, und um die zartgeschwungenen Lippen spielt ein Zug, der den Psychologen fast erschrecken könnte.

Hermine geht einige Male im Zimmer auf und ab, sie scheint mit sich zu kämpfen; endlich geht sie hinaus, und Herr Braun, der eben mit der Zählung seiner Schätze zu Ende ist, sieht im nämlichen Augenblicke seine Tochter in sein Zimmer treten. Sie steht eine Weile stumm, ihre Lippe zittert; diese stolze Lippe, die bis jetzt nur zu befehlen gewohnt war, wollte sich zu einer Bitte öffnen, — aber die Worte versagten ihr. Herr Braun sah mit Verlegenheit die aufgeregten, leidenschaftlichen Züge seiner Tochter.

Endlich stand er auf, öffnete einen Secretär, aus dessen Fächern er ein rothes Kästchen hervorzog und trat damit zu seiner Tochter.

„Hab' ich Recht, Hermine, Dir fehlt noch etwas an Deiner Brauttoilette, nicht wahr? Sieh, ob ich Deinen Geschmack getroffen habe!“ rief er ihr zu, indem er das Kästchen öffnete und ein reichgefaßtes Perlenhalsband emporhielt, während auf dem schwarzen Sammet des Kästchens noch andere Schmuckgegenstände wohlgeordnet schimmerten.

Das aufgeregte Mädchen schien den Schmuck nicht sehen zu wollen. Sie blickte ihrem Vater fest in's Gesicht.

„Vater“, rief sie heftig, „laß die Spielerei, das ist es nicht, warum ich zu Dir komme. Noch ist es Zeit, Dein Kind vor ewigem Elend zu retten. Du hast mir bis jetzt jeden kindischen, thörichten Wunsch erfüllt, und jetzt zum ersten Mal in meinem Leben soll ich gezwungen werden, etwas zu thun, davor mein Herz zurückschaudert. O, erfülle mir den einen großen Wunsch, von dessen Gewährung mein ganzes Lebensglück abhängt. Morgen ist es zu spät, wenn Du mich jetzt unerhört von Dir gehen heißt, die Folgen, mögen sie sein welche sie wollen, werden Dich treffen! — Ich kann diesen Mann nicht lieben, den Du mir bestimmt hast, ich kann ihn nie lieben lernen, denn — ich — liebe — einen Andern!“

Herr Braun gerieth in heftigen Zorn, seine Stirn runzelte sich, sein Auge glitt über die aufgezählten Banknoten hin, welche Herminens Glück begründen

helfen sollten, und fiel über den Tisch auf ein lebensgroßes Frauenbild, Herminens Mutter, die, lange schon gestorben, von der Hand eines ausgezeichneten Künstlers gemalt, fast mit bittendem Blick den Erzürnten ansah. Einige Minuten lang blieb er unschlüssig, in seinen Wimpern schien eine Thräne zu hängen und er legte die goldene Brille auf den Tisch.

Hermine benutzte diese Stimmung, und faßte ihn bei der Hand; doch ebenso schnell besann sich der reiche Mann und ein dunkles Roth färbte seine Wangen; er hatte sein Wort gegeben, sollte er sich einer Mädchenlaune wegen mit seinem besten Freund entzweien, sollte er jetzt nachgeben, nachdem er so lange der Abneigung seiner Tochter widerstanden hatte? Sollte er heute, am Vorabend der Hochzeit, zum Lügner werden und vor der ganzen Stadt sich lächerlich machen?

Nein, nein, — es war ja Alles schon längst abgemacht, — Hermine mußte den Sohn seines Freundes heirathen, und um ihr zu entgehen, wollte er das Zimmer verlassen; doch das heftige Mädchen vergaß sich in der Ueberwallung ihrer Leidenschaft, sie stürzte ihrem Vater zu Füßen und umschlang weinend seine Knie.

Einen Augenblick später war sie allein, — die Thüre schlug krachend in's Schloß.

Herr Braun haßte jede Art sentimentaler Scenen, sie vermochten nicht das Geringste über ihn, wenn er einmal fest zu etwas entschlossen war. Er stürzte hinaus, fest entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Eine Weile blieb Hermine unbeweglich am Boden liegen, endlich erhob sie sich, ihre bleichen Wangen bekamen wieder Farbe, sie strich das Haar von den blitzenden Augen zurück und ein Zug fürchterlichen Hasses und Zornes entstellte ihr Antlitz. Festen Schrittes ging sie über den Corridor nach ihrem Zimmer.

II.

Eine ungeheure Menschenmenge stand vor dem Hauptthor der großen Domkirche. Jeder drängte sich vor, um dem heranfahrenden Wagen so nahe wie möglich zu sein. Ein lautes Murren der Bewunderung ging durch die Versammlung, als die schöne Braut aus dem prächtigen Wagen stieg und am Arme ihres Bräutigams über die von dem Wagen-

schlag bis an die Kirche gebreiteten Teppiche schritt. Dicht am Pfeiler des Eingangs lehnte ein junger Mann von auffallendem Außern. Seine herrliche Gestalt, sein feuriges Auge, sein kohlschwarzes Haar fesselten jeden Blick, der ihn traf. Als Hermine an ihm vorbeiging, zuckte sie zusammen, ihre Lippen schlossen sich krampfhaft und sie schien zu wanken. Hätte Jemand das Zusammentreffen dieser vier Augen bemerkt, und den Ausdruck, der es begleitete, so hätte er gewiß mit einem Gefühl des Mitleids auf den einfachen, jungen Mann geblickt, der für immer an ein Weib gefesselt werden sollte, das ihn haßte.

Die beiden Väter des Brautpaars waren erfreut über das nunmehr vollendete Werk, das, wie es schien, für Beide ebenso glücklich, wie jede andere Handelspekulation, von Statten ging.

Als die Neuvermählten die Kirche verließen, lehnte jener Mann noch an derselben Stelle, Hermine berührte ihn im Vorbeigehen mit dem wehenden Schleier. Wieder trafen sich ihre Blicke, blitzend und leidenschaftlich. Keines von der nachdrängenden Menge sah es, daß Herminens Blumenstrauß etwas Weißes entfiel, oder wer es sah, mochte glauben, es sei nur eine Orangenblüthe losgebrochen und herabgefallen. Nur einer bemerkte es, bückte sich und verbarg das zusammengefaltete Zettelchen im Busen.

Bleich und kalt saß die Treulose, die wenige Schritte vom Altare ihren Schwur gebrochen, neben Demjenigen, dem sie von nun an angehören sollte.

Adolf, so hieß ihr Gatte, war gegen den Willen seines Vaters Dekonom geworden. Sein Vater, der beste Freund des Herrn Braun, auch Kaufmann wie dieser und mit Glücksgütern gleich ihm reich gesegnet, hatte ihn zu seinem Nachfolger, also für die Kaufmannschaft bestimmt, ihn auch ein ganzes Jahr, trotz seines entschiedenen Widerwillens, bei sich im Geschäft behalten und ihn endlich doch, seinen dringenden Bitten Gehör schenkend, auf ein großes Rittergut gegeben, wo er die Dekonomie praktisch erlernen sollte. Hier in der reichen, herrlichen Natur entfaltete sich in ihm der Hang zur Schwärmerei. Er fühlte sich unendlich glücklich, dem unheimlichen Toben und Treiben im Comptoir und den Niederlagen seines Vaters entkommen zu sein und nun ungestört seinen Träumereien nachhängen zu können. Er war

nicht fremd in der Welt, aber seine Heimath war die grüne, blühende Flur, auf den Bergen, in den Wäldern — er war Dichter, ohne Gedichte zu schreiben, er verstand, was nur ein Dichterherz verstehen kann, und was Tausenden in der Welt verborgen bleibt. War er eine Zeitlang in der Stadt bei seinen Eltern gewesen, hatte er die Vergnügungen der feinen Welt, zu welchen er mit Einladungen bestürmt wurde, durchgekostet, so eilte er desto freudiger zu seinen lieben Bergen zurück. Sein und Herminens Vater standen in beständigem Briefwechsel, und ohne daß er es wußte, war das Heirathsprojekt von den beiden fürsorglichen Vätern entworfen worden. Bei einem Besuch, den Adolf mit seinem Vater bei Herrn Braun machte, sahen sich die jungen Leute zum ersten Mal wie aus Zufall. Herminens Herz war noch frei, sie war Adolf gegenüber heiter und natürlich, dieser war geblendet und berauscht von der himmlischen Schönheit Herminens. Es war die erste Verkörperung seiner Ideale, die ihm entgegentrat, es war die märchenhafte Gestalt, die ihm lange vorgeschwebt hatte in allen seinen Träumen. Welch ein Bild namenlosen Glückes tauchte gaufelnd vor ihm auf! An der Seite eines solchen Wesens zu leben, sie sein zu nennen, und die ganze Fülle des unbestimmten, sehnenden Gefühls, das sein Inneres erfüllte, in der Liebe zu ihr zusammenzufassen! — Armer Träumer! Deine Sonne ist ein Irrlicht, das dich in's Verderben lockt.

Adolf und Hermine wurden verlobt; Hermine gab ohne Abneigung, aber auch ohne Liebe, die ihrem Herzen noch fremd war, ihre Zustimmung. Adolf schwebte in einem Meer von Wonne, in einem Jahre sollten sie sich heirathen. Er nahm von seiner Braut Abschied, um auf den Wunsch seines Vaters zu seiner Ausbildung eine längere Reise zu unternehmen und verschiedene große Oekonomieverwaltungen kennen zu lernen. Während seiner Abwesenheit schrieb er ihr die glühendsten Briefe, in hinreißender, leidenschaftlicher Sprache. Sie aber ging auf seine poetische Schwärmerei nicht ein, denn sie konnte dieselbe nicht verstehen, weil sie nicht liebte. Wenn Adolf ihre Briefe las, so durchzuckte ihn manchmal die furchtbare Ahnung der Wahrheit, aber er war nicht stark genug, um daran glauben zu wollen. Sie schrieb immer kälter, immer kürzer, immer seltener, und er

konnte es sich nun nicht mehr verhehlen, daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen sein müsse.

Ja, es war eine Veränderung vorgegangen in Herminens Herzen, eine große, gewaltige Veränderung; denn sie liebte, eben so leidenschaftlich wie sie von Adolf geliebt wurde, einen Andern.

Max von Rosenau hielt sich erst seit kurzer Zeit in Herminens Vaterstadt auf und war bald der Glanzpunkt aller Gesellschaften geworden. Er sah die schöne Kaufmannstochter, ihre Schönheit nahm ihn für sie ein, und er erkundigte sich, als moderner Weltmann, vor allen Dingen nach ihren nähern Verhältnissen. Er erfuhr das für ihn Vortheilhafteste, nämlich daß sie die einzige Erbin eines ungeheuren Vermögens sei, und zog sie von nun an allen andern Mädchen vor. Bald war es um die Ruhe Herminens geschehen. Der Gedanke an Adolf, der ihr bis jetzt gleichgültig gewesen war, ward ihr immer lästiger, unerträglicher. Nur ein Wunsch, eine Sehnsucht füllte ihr Herz aus, dieser drückenden Fessel so bald als nur immer möglich ledig zu sein. Sie fing an, zu ihrem Vater von ihrer Abneigung gegen eine so frühe Verbindung zu sprechen. Der alte Herr nahm ihre Worte für das flüchtige Produkt einer Mädchenlaune, und auch dann, als sie immer entschiedener ihre Abneigung vor Adolf überhaupt aussprach und ganz offen eingestand, daß sie sich in ihren Gefühlen getäuscht habe, ihn nicht liebe und nie habe geliebt, legte er der Sache keine besondere Wichtigkeit bei. Stets mit Plänen und Speculationen beschäftigt, nahm er sich nicht die Zeit, über diese Veränderungen nachzudenken, er sah die Sache als ein abgeschlossenes Geschäft an, daran nicht mehr zu mäkeln sei. Darum hielt er es auch für das Beste, es nie zu einem ernsthaften Auftritte kommen zu lassen, er wich Hermine aus, wenn sie die Sache zur Sprache bringen wollte, überhäufte sie aber auf der andern Seite mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, indem er im Stillen der Hoffnung lebte, mit Adolf's Ankunft werde sich Alles zum Besten gestalten.

Inzwischen entbrannte die Liebe zu Max von Rosenau immer stärker in Herminens Herzen. Max, dem dies nicht entgehen konnte, wurde daher in seinem Benehmen gegen sie immer stürmischer und freier. Hätte sie eine Mutter gehabt, unter deren Aufsicht sie gestanden und der sie sich hätte anvertrauen kön-

nen, so wäre sie vielleicht zu retten gewesen. Aber sie stand ja ganz allein, ganz den leidenschaftlichen Erregungen ihres Herzens preisgegeben, ganz umnebelt von den süßen Worten des liebenswürdigen jungen Mannes. Endlich kam es zwischen Max und Hermine zu einer Erklärung: sie sahen sich im Geheimen in einem vor der Stadt gelegenen Wäldchen.

Hermine vergaß ihren Verlobten von nun an fast gänzlich. Nur manchmal tauchte er einige Augenblicke aus den Bonneschauern ihrer Liebe auf, aber um nur desto schneller wieder vergessen zu werden. Sie rechnete immer noch auf ihres Vaters blinde Liebe zu ihr, von der sie seit ihren Kinderjahren unzählige Beweise empfangen hatte. So nahm sie sich denn vor, ihm Alles zu bekennen. Doch zögerte sie mit der Ausführung dieses Vorsatzes.

Die Zeit verging, bald war das Jahr veronnen und Adolfs Rückkehr vor der Thüre.

Gleichwohl dachte Hermine nicht daran, daß ihr sie zärtlich liebender Vater sie zwingen würde, wenn sie Adolf die Hand nicht reichen wolle; denn ihr Wort war bis jetzt der Pulsschlag des ganzen Hauses gewesen, dem auch ihr Vater willig gefolgt war. Sie wußte nicht, daß dem reichen Kaufmann noch etwas höher stand als die Liebe zu seinem Kinde — das Halten eines gegebenen Wortes.

Und Max — liebte er sie wirklich? — Wer war er, wie lebte er?

Hermine wußte nichts weiter, als daß er ohne Eltern war, von seinem Vermögen lebe und in Possen Güter besaß. Was brauchte sie auch weiter zu wissen? Das Versprechen seiner Liebe war ihr genug; ihr stolzes, leidenschaftliches Herz berauschte sich in seinen Küßen, in dem dunkeln Feuer seiner Augen.

Da plötzlich kam Adolf unerwartet, unangemeldet von seiner Reise zurück. Wie ein rächender Engel schreckte er sie aus ihrem Bonnerausch. Er trug ihr die ganze heiße Liebe seines Herzens entgegen, er hatte seit Wochen bei dem Gedanken gezittert, sie wiederzusehn, war, um den seligen Augenblick desto schneller herbeizuführen, Tag und Nacht gereist und hatte sich die Scene der Ueberraschung mit tausend Bildern ausgemalt.

Hermine war verwirrt, bestürzt und in tödtlichem Zwiespalt mit sich. Anfangs wollte sie ihm Alles sagen, ihn selbst zur Entsagung auffordern, bald aber

nahm sie sich wieder vor, nach seiner Abreise an ihn zu schreiben und ihn während seiner diesmal nur kurzen Anwesenheit über ihre Gefühle zu täuschen.

Tausendmal verglich sie Max mit ihrem Verlobten. Wohl mußte sich das einfache, schlichte Wesen, das sanfte Gesicht Adolfs neben der königlichen Gestalt ihres Geliebten verlieren und in den Schatten treten. Aber hätte sie hineinschauen können in die geheime Werkstätte ihrer Herzen, vielleicht wäre sie aus ihrem bösen Traume aufgewacht.

Herr Braun, der kein Freund von langem Zaudern war, beschloß die Frist bis zur Hochzeit so viel als möglich abzukürzen. Vier Wochen, meinte er, seien vollkommen hinreichend, um in dem von Adolf angekauften Rittergute Alles zum Empfange des jungen Paares einzurichten.

Adolf war durch den Gedanken an die nahe bevorstehende Verbindung entzückt. Das seltene, sonderbare Benehmen Herminens fiel ihm wohl auf, aber er war zu glücklich, um irgend einen ernstlichen Zweifel an ihre Aufrichtigkeit und Treue emporkommen zu lassen.

Nur kurze Zeit konnte Adolf bei seiner Braut verweilen. Die neuerworbene Besitzung erforderte seine Anwesenheit; tausend Pläne zur Verschönerung derselben erfüllten seine Gedanken.

Nachdem er Hermine verlassen, trat diese offen gegen ihren Vater auf und sagte ihm mit der größten Entschiedenheit, daß sie Adolfs Frau niemals werden könne, da sie einen Andern liebe und von diesem niemals lassen werde.

Nicht wenig erschraf sie, als sie zum ersten Mal in ihrem Leben von ihrem Vater ernstem Widerstand erfuhr. Es kam zu einer heftigen Scene; sein Entschluß blieb unerschütterlich. Die Anstalten zur Hochzeit wurden getroffen, und obwohl der reiche Kaufmann nicht recht verstand, was Herz und Liebe für Gegenstände seien, auch die Bekenntnisse Herminens nicht hoch anschlug, so ließ er doch, der größern Sicherheit wegen, eine Schwester von sich in's Haus kommen, um bei den bevorstehenden Festlichkeiten der alten Haushälterin beizustehen, die Aussteuer mit zu besorgen, im Grunde aber hauptsächlich, um Hermine zu überwachen. Er theilte ihr in Kürze mit, was ihre Pflicht sei, und die alte Jungfer versah ihre Rolle so gut, daß ihre Pflegebefohlene weder ihren

Geliebten sehen, noch den beabsichtigten Brief an Adolf schreiben konnte.

So war der Tag, der den kürzlich geschilderten letzten Auftritt zwischen Vater und Tochter mit sich führte, herangekommen, und als Adolf am Abend desselben Tages seine Braut begrüßte, so war es nicht mehr das Gefühl der Gleichgültigkeit, sondern das des Hasses, welches in ihrem Herzen für ihn wohnte. In diesem Gefühl war sie mit ihm an den Altar getreten, in diesem Gefühl beharrte sie inmitten ihres Hochzeitfestes und aller ihr zu Ehren veranstalteten Zerstreungen und Lustbarkeiten.

III.

Ein üppig-reiches Landschaftsfeld breitet sich aus. Soweit das Auge reicht, wogen die frischen, bläulichgrünen Saatenwellen. Der Nachmittagssonnenschein liegt warm und goldig über der Flur; von den Wiesen, die wie mit bunten Perlen überstüct scheinen, tönt das Klingen der Heerdenglocken traulich über die lautlose Stille. Das tiefe Blau des Himmels unterbrechen nur wenige silberweiße Wölkchen, die wie verwehte Blütenblätter dahinschweben.

Durch eine Allee von Aepfelbäumen fährt ein Reisewagen. Die Zweige hängen mit ihrem röthlichen Frühlingschmuck halb über den Weg, und der Wind, der sie bewegt, entführt die rothen Blättchen und streut sie, wie zum Gruß, über Wagen und Pferde. Jetzt biegt der Weg in die Dorfgasse. Es ist ungewöhnlich still, denn die Bauern sind während der Nachmittagsstunden auf den Feldern, nur Kinder spielen vor den Thüren, und die Gänse, die sich mitten auf der Straße sonnen, wackeln schnatternd dem ungewöhnlichen Fuhrwerke aus dem Wege. Die Häuser, auf deren weißgetünchten Wänden das Balkenwerk in grellen Farben absticht, mit den Weingeländern und den kleinen, von Spalieren eingefassten Gärtchen sehen so freundlich und einladend aus, und obgleich Alles still ist, so lauscht doch hier und da hinter den Geraniestöcken ein neugieriger Kopf hervor. Die Kinder stellen sich auf die Fußspitzen, um einen Blick in die Wagenfenster zu thun, die trotz der warmen Frühlingsluft heruntergelassen sind. Es rauscht ein Flüstern und Fragen hinter dem Wagen her, bis er in der Ferne verschwunden ist. Die Kin-

der spielen fort, und es ist wieder Alles still wie früher.

Hinter den Wagenfenstern erblickten die Neugierigen ein reizend schönes Frauengesicht, weiß wie der Schleier, der es umhüllte; ihm zur Seite ein blonder, junger Mann mit düsterer, kummervoller Miene. Keines von Beiden hatte Zeit, einen Blick auf die schönen Landschaftsbilder zu werfen, an denen sie vorüberkamen. So geht die Pracht der reichen, herrlichen Welt, die Gott in so verschwenderischer Fülle vor unsern Blicken ausgießt, dem armen thörichtem Menschenherzen verloren, das mit dem eigenen kleinen Leid und Weh beschäftigt ist. So steht der Mensch, der mit dem Sinn und dem Verständniß für das Schöne ausgerüstete Herr der Schöpfung der kleinsten Kreatur nach, die in der schlichten Weise, wie sie es eben vermag, ihren Schöpfer preist und den Segen seiner Güte empfindet.

Fort schaukelte der Wagen, von den leichten Federn getragen, welche die Unebenheit des Weges nicht empfinden ließen, über die wellenförmige Straße, die bei jeder Biegung ein neues überraschendes Bild bot.

Hermine und Adolf, die ihrer neuen Heimath entgegenfuhren, waren, Jedes für sich, in tiefe Gedanken verloren; die junge Frau schloß Unwohlsein vor oder vielleicht war sie auch unwohl, wie wenigstens ihre todbleichen Wangen zu verkünden schienen. Lautlos in die Wagenecke gelehnt, suchte sie jedes zärtliche Bemühen ihres Gatten, sie aufzuheitern, jede freundliche Frage mit einem leisen Kopfschütteln und einer abwehrenden Handbewegung abzuweisen. Adolf, endlich ermüdet von so viel vergeblichen Versuchen, ward zuletzt still; auch sein Antlitz trübte sich, seine Gedanken nahmen eine schwarze Färbung an. Es war ihm unendlich weh um's Herz; all die gaukelnden Bilder des Glücks, die ihm vorgeschwebt hatten, flatterten fort gleich aufgeschreckten Schmetterlingen. Ahnte er schon die Größe seines Unglücks?

Er redete sich ängstlich ein, um sein sorgenvoll pochendes Herz zu beschwichtigen, die Trennung von der Heimath, von Vater und Freundinnen hätten seine Frau so angegriffen, daß sie für ihn kein freundliches Lächeln mehr habe.

Wie ganz anders hatte sich früher seine Dichtphantasie diese Reise gedacht, wo er zum ersten Mal

sein süßes Kleinod, das nun sein für immer, nach der neuen reizenden Heimath führen würde!

Tiefer schon sank die Sonne, als der Wagen einen sanften Abhang herabrollte. Ein frischgrünes Thal lag zu seinen Füßen, — in der Ferne zog sich eine blaue dunstige Hügelkette hin; zwischen Nadelholzbäumen, deren Aeste der Frühling mit lichtgrünen Spizen geschmückt hatte; schimmerten weißstämmige Birken, an deren wehendem Geäste das zarte, liebliche Laub hing. Gegenüber, von dem Rücken eines Hügels herab, schimmerten weiße Mauern durch die Bäume: ein hoher schloßartiger Bau mit gothischen Fenstern, die mit ihren Scheiben die purpurnen Gluthen der Abendsonne auffingen und zurückstrahlten, winkte gastlich dem neuvermählten Paare.

Herminens Auge folgte Adolfs Hand, die hinüberwies, ihr Mund zwang sich mühsam zu einem Lächeln, aber sie sah nicht in die feuchten, seelenvollen, liebefordernden Augen ihres Gatten, die mit bangfragender Angst an ihrem Antlitz hingen, das sich müde zurücklehnte.

Einige Landleute, die vorbeikamen, zogen ehrerbietig den Hut. Hermine war zu zerstreut, um ihnen zu danken; ihr Geist war nicht hier in der friedlichen Stille, die sie umging; er schwankte, — ein dem Untergang nahes Schiff, — auf dem rauschenden, wildempörten Meere der Leidenschaft; er flatterte, — ein bethörter Falter, — um die trügerisch glühende Zauberflamme, die ihn an sich lockt, um ihn zu verderben.

Als der Wagen durch das Wäldchen fuhr und seinem Ziele immer näher kam, da schien Adolfs Herz in niegekannter Qual zerspringen zu wollen. Er riß das Wagenfenster auf, die Vögel hüpfen singend in den Zweigen, der frische harzige Waldluft kühlte seine heiße Stirn, die verschwimmenden Sonnenlichter zitterten über den Rasen hin. Alles schien ihm so traut, so tröstend, so friedenkündend; die Natur schien ihn an ihre Brust locken zu wollen, die einst seine erste Sehnsucht verstanden und seine ersten Liebesgrüße gehört hatte. Er hielt sich nicht länger — Thränen zitterten in seinem Auge. Er breitete die Arme aus — er wollte Hermine an sein Herz reißen, sie, die ja sein war, die er so namenlos liebte, er wollte den bösen Zauber, der sich zwischen sie zu drängen schien, in einem heißen Lie-

beskuß zerrinnen lassen. Seine glühenden Lippen berührten einen Mund, kalt wie Eis; Hermine wand sich aus seinen Armen — und er verstand, daß er getäuscht war!

Als sie auf der reizenden Besitzung angekommen waren und die neue Gebieterin, von der Haushälterin geleitet, nach ihrem Zimmer ging, um die Reifkleider zu wechseln, da mußte sie sich eingestehen, daß alle die großen und kleinen Säle und Zimmer in Lichtwalde prachtvoll und reich ausmöblirt seien, würdig, um daselbst den glänzendsten Einzug zu halten. Blumendüfte umwehten sie; Hallen, Treppen und Korridore waren reich mit Kränzen und Guirlanden geschmückt. Ihr und Adolfs Namenszug prangte, zierlich verschlungen, aus den schönsten Frühlingsblumen gewunden, über dem Portale des Hauses. —

Sie sank erschöpft auf einen Sessel, ihr Herz war bewegt; Alles, was die zarteste Liebe nur ausdenken kann, umgab sie, fast wäre sie gerührt worden. Das Eis, das sich um ihre Brust gelagert hatte, wankte. Sie weinte, — seltsame Thränen, — vor Aufregung — Sehnsucht und Reue!

Aber nein, sie hatte geschworen sich zu rächen, und wollte nicht schwach sein. Sie sah sich am Boden zu ihres Vaters Füßen liegen; heiß loderte die sündige Liebe in ihrem Herzen auf und die Gestalt ihres Geliebten stand mahnend vor ihrer Seele. Sie war wieder fest: ein unheimliches Lächeln umschwebte ihren Mund; hatte man keine Barmherzigkeit mit ihr gehabt, so wollte sie auch keine üben: — hatte man sie elend gemacht um ihres Gatten willen, so sollte er elend werden um ihretwillen.

Es ist schwer, einen schönen Jugendtraum, an den sich das Herz mit Innigkeit hing, zu begraben; jedem weinten wir eine Thräne nach, wenn er als Leiche in die Gruft sank. Doch aus seinem Grabe taucht ein neuer empor, und das thörichte Herz nimmt ihn auf, liebt und hegt ihn, bis auch er stirbt; einen nach den andern sehen wir scheiden und so muß es sein. Die Illusionen werden abgestreift, und indem die Rebel langsam fliehen, gewöhnt sich unser Auge daran, die kalte Wirklichkeit zu ertragen.

Aber es giebt Träume, die tiefer im Herzen wurzeln, und mit deren Tode das Herz selbst hinwelkt, das junge, reiche, frische Herz, und von denen nur

ein bleicher Schein an ihrer Stelle zurückbleibt, der uns durch ein ödes Leben begleitet. So sah es in Adolfs Brust aus: — sein schöner Traum war gestorben und sein Herz gebrochen; er hatte erkannt, daß er einen Schatten umarmt, und daß das holde Bild, vor dem er in abgöttischer Verehrung gekniet, ein kaltes Trugbild gewesen; — er war zu stolz, eine Liebe zu erbetteln, die ihm versagt wurde, und zu edel, ihr Vorwürfe zu machen, die ihn betrogen hatte. Er liebte Herminen ja immer noch, — liebte sie zu seiner Qual, und huldigte noch still und bleich seiner entthronten Gottheit. — Sein Herz schloß sich mit dem giftigen Bism, der hineingezogen war und die junge Blütenwelt verzehrte.

Bald fehlte es in Lichtwalde nicht an Gästen und Besuchern. Die jungen Freundinnen Herminens ließen nicht lange auf sich warten. In der Nachbarschaft wurden neue Bekannte geworben, Feste und Bälle wurden gegeben und Herminens Schönheit fand Bewunderer. Adolf ließ das Alles geschehen, — der Lärm betäubte ihn.

Die heimliche, stillglückliche Liebe fühlt sich beengt im Toben der Welt und flüchtet sich gern mit ihrem seligen Geheimniß in die stille, traute Hütte, wohin der Wellenschlag des lauten Lebens nicht zu dringen vermag. Ein ödes, getäushtes Herz aber wirft sich in das Geräusch, welches momentanes Vergessen bringt und die leisen, klagenden Stimmen im Innern übertäubt; denn es fürchtet sich in der Einsamkeit vor seinem eigenen, hohlen, kalten Schlag.

Unter den Gästen, die nach Lichtwalde kamen, befand sich auch ein bildschöner, junger Mann mit schwarzen, feurigen Augen. Adolf ahnte nichts Böses, als ihm Max von Rosenau als Bekannter seiner Frau vorgestellt wurde, die ja so viele Bekanntschaften hatte. Er hielt sich einige Tage auf und reiste dann, dringender Geschäfte halber, wieder ab, versprach aber im Herbst zur Jagdzeit wiederzukommen, da er ein leidenschaftlicher Jäger sei. Die junge Frau behandelte ihn mit derselben stolzen Freundlichkeit, die sie jedem Andern zollte. Sie hatte längst gelernt, die glühenden Wogen ihres Herzblutes unter einer Eistrinde zu verhüllen; das matte Karmin ihrer Wangen wurde nicht um einen Schein dunkler, wenn sie mit Max sprach, ihre Stimme bebte nicht,

und ruhig konnte sie ihrem Manne in's Auge sehen, indem sie ihn betrog.

Die Wälder fingen an sich zu färben, die schweren Garben füllten die Scheuern. Der Herbst kam still und sonnig und schüttete sein reiches Fruchthorn über die Welt, und die Menschen, indem sie wie Kinder sich auf die bunten süßen Garben stürzten und Jedes sein Theil in Sicherheit bringt, vergessen darüber, daß er, während er mit der einen Hand reichlich spendet, mit der andern die Flur entlaubt, — und wenn sie wieder aufblicken, ist es auf der Welt kalt und still geworden.

Lustig klang die Jagd in den Wäldern. Adolf hatte viel Gäste, die sich dieses Vergnügens wegen bei ihm eingefunden hatten, und obgleich er eben kein besonderer Jagdliebhaber war, hatte er doch genug Geschick zu dem edlen Waidwerke, und war ein zu gastfreundschaftlicher Wirth, um sich von der Theilnahme daran auszuschließen.

Auch Max von Rosenau war versprochenen Maßes wiedergekehrt und er war wohl der schönste von allen den Jägern. Nichts konnte den herrlich gewachsenen, frischen, jugendlichen Mann schöner kleiden, als die grüne, knappe Jägertracht.

Es war ein ungewöhnlich milder, lieblicher Herbst, besonders die Nächte waren zauberhaft schön und hell. Die Gärten von Lichtwalde prangten noch in üppiger Blumenpracht, die Bäume und Sträucher fingen nur langsam an, sich zu färben und zu lichten.

Hermine veranstaltete zur Feier dieser Tage ein großes Fest. Alles sollte aufgeboten werden, um Lichtwalde zu einem Feenschloß umzugestalten. Die Gewächshäuser mußten ihre erotischen Pflanzen hergeben, um Säle und Treppen damit zu schmücken. In den Gärten wurden tausend und tausend bunte Lampen an Bäumen und unter Gesträuchen aufgehängt — ein brillantes Feuerwerk sollte das Fest beschließen. In der Küche wurden alle erdenklichen Vorbereitungen zu den Freuden der Tafel getroffen: eine ungeheure Menge von Gästen war geladen.

Hermine war schöner, blendender als je. Ein weißes, dünnes Gewand umfloß wie eine Wolke ihre zarte Gestalt und die Einfachheit ihres Anzugs hob um so mehr die Reize ihrer Schönheit. Sie war die Sonne in dem strahlenden Kreise; für Je-

den hatte sie ein Lächeln, ein fortwährendes, kaltes Lächeln, wie es ihr nach und nach zur Gewohnheit ward.

Doch schien sie heute seltsamer Weise erregt zu sein. Waren es die Anstalten zum Feste, die vielen Menschen, die Lichter, die Blumen, die sie so ergriffen? — Sie eilte unruhig durch die Säle, sie hatte etwas zu suchen oder schien etwas zu fliehen. Manchmal wurden ihre Wangen dunkelroth, wie sie jetzt fast nie mehr gewesen waren. Dann glich sie wieder einer Leiche, und saß minutenlang still an einem einsamen Plätzchen in den Gärten oder Sälen. Ein Auge folgte ihr, wohin sie sich wandte; dieses dunkelglühende Auge hatte sie in seiner Gewalt wie die Klapperschlange den geängstigten Vogel.

Max stand still und theilnahmlos an einem Pfeiler gelehnt, seine Hand spielte nachlässig mit einer Blume; nur seine Blicke glitten wie funkelnde Kobolde durch die Räume, in denen Hermine, von Unruhe gequält, auf und ab eilte.

Es war um Mitternacht; die Tafel war aufgehoben, Alles ging in die Gärten, um das Feuerwerk zu sehen. Schon bligten und krachten die Raketen und schütteten ihre bunten Lichtsterne hoch am tiefdunkeln Nachthimmel aus.

Im Schlosse war es leer — nur eine Frauengestalt eilte schnell, wie ein Gedanke, durch die verlassenem Säle, schaute sich um, ob Jemand folge, wandte ihr Gesicht von den Spiegelwänden, als fürchtete sie die fliehende Doppelgestalt darin zu erblicken. Zitternd öffnete sie ein Zimmer, löste mit eiligen Händen das weiße Gewand und ein schwarzes umschloß schnell ihre bebenden Glieder. Im Busen barg sie ein Päckchen und unter den Arm nahm sie ein schweres Kästchen. Schauernd hüllte sie sich in einen schweren Shawl, ein dunkler Hut mit dichtem Schleier bedeckte ihren Kopf. Noch einmal blickte sie um sich, — ihre Kniee schlotterten, ihre Hände bebten, als sie die Thüre hinter sich verschloß und auf einer Seitentreppe ungesehen davon eilte. Niemand bemerkte die Fliehende, wie ein Schatten der Nacht glitt sie durch den Wald bis an einen Kreuzweg, wo ein Wagen hielt. Ein Mann, tief in den Mantel gehüllt, harrte ihrer; er hob sie hinein und erfaßte das schwere, mit Kostbarkeiten gefüllte Kästchen.

Die Dunkelheit barg ein höhnisches Lächeln, das bei dem Ergreifen desselben um seinen Mund spielte. Er nahm die Peitsche, sprang auf den Wagen, der rasch dahinrollte, und Hermine lag, von Max ihrem Gatten entführt, ohnmächtig in den Kissen. —

IV.

In einer ziemlich bedeutenden preussischen Mittelstadt, nahe an der polnischen Grenze, ist Jahrmarkt, und obwohl es schon tief in der Nacht ist, ist es in den Häusern doch noch rege und lebendig, durch die Gassen pfeift der Sturmwind, den Schnee aufhäufend; — es ist ein furchtbar kalter Winter.

In dem Wirthshause am Ende einer langen dunkeln Straße geht es noch laut und lustig her. Vor der Thüre brennen zwei Laternen, deren Scheiben unheimlich im Winde klappern und die mit ihrem flackernden Lichte das große, über der Thüre prangende Schild: „Zu den drei Eichenkränzen“ beleuchten. In der Hausflur stehen Kisten und Strohbindel, in der Küche brodeln und knistern es; Alles ist noch in vollster Bewegung. Wenn sich die Gaststube öffnet, so dringt ein dicker, erstickender Qualm von Del und Tabak heraus und ein wirres Durcheinander der Stimmen, — drinnen tobt und lärmt es gewaltig. Eine Menge Männer von verschiedenem Ansehen sitzen um die Tische, der wohlgenährte Wirth hat alle Hände voll zu thun, um seine Forderungen für die oft geleerten Bierkrüge einzutreiben.

Au das Gastzimmer stößt noch ein zweites, und obgleich auch in diesem sich Gäste befinden, so geht's doch ziemlich lautlos da drinnen zu. Vier Männer sitzen um einen Tisch, auf dessen Mitte ein schon ziemlich herabgebranntes Licht steht. Es sind vier völlig verschiedene Gesichter und doch haben sie eine furchtbare Aehnlichkeit in ihrem gegenwärtigen Ausdrucke. Ihre Blicke heften sich unbeweglich auf die Kartenblätter in ihren Händen, ihr ganzes Leben und Bewußtsein scheint sich in den wild und starrblickenden Augen concentrirt zu haben, übrigens gleichen sie Bildsäulen. Jeder hat einen Haufen Geld vor sich liegen, keine Kupfermünzen oder Silbergrößen, es ist Papiergeld und Gold dazwischen. Das sind keine Sonntagsspieler — nein, es ist das Laster, das gierige, Alles begehrende und Alles opfernde

Laster, das diese Züge verzerrt; es ist die unselige höllische Leidenschaft, die das Kleid vom Leibe, die Hab' und Gut, Weib und Kind und die ewige Seligkeit auf ein Kartenblatt setzt.

Der Eine von den vier Männern scheint, obgleich sein Anzug nachlässig ist und seine Züge denselben lasterhaften Ausdruck haben, ein selten schöner Mann zu sein. Mit der feinen, weißen Hand fährt er oft unruhig durch sein wirres, schwarzes Haar, zwischen seinen zusammengepreßten Lippen drängt sich ein Fluch hervor; denn er verliert — er hat den ganzen Abend verloren, — bedeutende, ungezählte Summen!

Vor ihm steht ein Kästchen von wunderschöner Arbeit, welches einst Kostbarkeiten von namenlosem Werth enthielt — jetzt ist es leer. Krampfhaft hält er ein Packet Banknoten in der Hand — eine nach der andern muß er hergeben. Seine Züge werden wilder, gräßlicher anzusehen mit jeder Minute; denn der Spieler, — der Spieler von Profession fühlt es, daß der Böse, der ihn Jahrelang mit goldenen Schätzen gelockt und gefirrt, seine Krallenfaust nach ihm ausstreckt.

In dem Spielzimmer befindet sich noch eine Person, auf die Niemand achtet. Am Fenster steht ein Knabe, der mit funkelndem Auge jeder Bewegung des eben beschriebenen Spielers folgt. Es ist eine feine, schlanke Gestalt, in abgetragenen Kleidern, das Gesicht blendend weiß, wie die vor dem Fenster sich aufthürmende Schneemasse. Unter der Pelzmütze hängen schwarze Haare hervor, die, nachlässig verschnitten, wirr und ohne Ordnung über den Nacken fallen, die Hände trommeln an den Fensterscheiben, der Blick wendet sich in tödtlicher Angst nach dem Spieltisch. Jetzt geht er ein paar Mal in der Stube auf und ab, tritt wieder an's Fenster — der Spieler, den sein Auge verfolgt, verliert immer noch. Der Mund des Knaben öffnet sich wie zum Reden, — aber schnell schließt er sich wieder. Zwei Mal setzt er an, um auf jenen loszugehen, — aber auf halbem Wege bleibt er stehen.

Jetzt hält der Spieler noch eine Banknote in der Hand, es ist die letzte. Mit dem Wahnsinne der Verzweiflung im Blicke schaut er sie an — da schnell wie der Blitz, stürzt der Knabe auf ihn zu und hält seine Hand fest, um ihm das Papier zu ent-

reißen. Doch der riesige Mann schleudert mit einem kräftigen Rucke seines Armes die schwache Knabengestalt von sich, sie wankt und stürzt mit einem Schrei auf den Boden. Der Spieler setzt die letzte Banknote — wie der Tiger auf seine Beute starrt er auf die Karte — er hat verloren! — Rasch springt er auf, stößt den Stuhl um, und ohne sich um die auf den Boden liegende Gestalt zu kümmern, stürzt er fluchend zur Stube und zum Hause hinaus.

Nach einer Weile erwacht der Knabe wie aus einer furchtbaren Betäubung. Er richtet sich auf und sieht den Stuhl leer, er will aufspringen — da sieht er, wie die drei Männer ruhig ihr gewonnenes Geld zählen und es einstecken — der vierte Stuhl war leer — mit einem Schrei sinkt er wieder zu Boden. Er hat sich im Hinfallen einen Fuß verrenkt, sein Arm blutet, doch er versucht noch einmal aufzustehen und geht mühsam hinaus.

An der Thür treibt ihm der eifige Nachtwind Schneegestöber, scharf wie Nadelspitzen, in's Gesicht, mit Todesangst blickt er um sich. Im tiefen Schnee sind Fußtritte zu sehen, deren Spuren er zu kennen meint; in fürchterlicher Hast folgt er denselben. Sein schmerzender Fuß versagt, aber er rafft sich auf und wankt dahin, durch Gassen und Gäßchen, immer den Fußtapfen nach, die der Wind schon halb verweht hatte. Jetzt kommt er vor die Stadt, wo ihn eine Baumallee aufnimmt. Die Bäume knarren schauerlich im Winde, von ferne rauscht der Strom, auf dem sich gewaltige Eisschollen krachend aneinander schieben. Da erspäht sein Auge von weitem eine Gestalt, bei deren Anblick, da er sie zu kennen meint, er fürchterlich aufschreit.

Aber der Schrei verhallte im Winde und wurde im Augenblicke von einem schmetternden Gefrache noch fürchterlicher übertönt — ein Selbstmörder lag mit zerschmettertem Haupte im Schnee — es war — der Spieler! — Der Knabe kniete neben ihm; mit der Angst des Wahnsinns umfing er den Sterbenden, dessen Blut ihn röthete; noch ein Zucken durchbebte die gigantischen Glieder und Max von Rosenau war eine Leiche! —

Hermine, denn diese war es, die in Knabenkleidern dem Spiele zugesehen und jetzt bei dem Todten

niederkniete, blieb besinnungslos liegen. Bald verwandelte der fürchterliche Frost die ohnmächtig zusammengefunkene in eine Leiche und der dicke Schnee

umhüllte mit seinem weißen Leichentuche mitleidig die gräßlich Verirrten, die unselig Vereinten! — —

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. Karl Guckows neuestes Schauspiel „Ella Rosa“ ist am Hoftheater zu Dresden mit gutem Erfolg kürzlich in Scene gegangen. —

Robert Griepenkerl hat sein Trauerspiel „Rochespierre“, welches vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregte und den Verfasser schnell berühmt machte, einer durchgreifenden Umarbeitung unterworfen. In seiner neuen Gestalt umfaßt das Drama drei Acte und „Dantons Tod“ bildet den Mittelpunkt des tragischen Interesses. — Unter diesem Titel existirt übrigens aus den dreißiger Jahren eine im Grabbeschen Style gehaltne, von bedeutender dramatischer Kraft zeugende Tragödie Georg Büchners. Eine Aufführung freilich, wie sie von dem Griepenkerlschen Stück am Hoftheater zu Gotha beabsichtigt wird, dürfte von dem Büchnerschen Drama nicht zu ermöglichen sein.

J. S. Rosenthals „Goldschmied von Ulm“ beginnt seinen Weg über die deutschen Bühnen bereits zu machen, und befindet sich am Stadttheater zu Hamburg, wie am Hoftheater zu Stuttgart in Vorbereitung.

Anna Pöhns neues Lustspiel „List und Aberglaube“ soll in Berlin gegeben werden.

Musikalische Literatur. Bisher galt für die beste Biographie W. A. Mozarts die des Russen Alexander Dulibicheff. — Die hundertjährige Geburtstagsfeier des großen Tonkünstlers hat uns den ersten Theil eines neuen höchst vorzüglichen und schätzbaren biographischen Werkes „Mozarts Leben“ vom Professor A. W. Zahn gebracht. Gestützt auf die besten, theilweis erst von Zahn aufgefundenen, (und deshalb Dulibicheff unzugänglichen) Quellen, darf das Buch für vollendet gehalten werden. —

Im Verlag von G. Balde in Cassel erscheinen die „Gesammelten Schriften“ Franz Lists in einer deutschen Ausgabe. Der erste Band enthält die geistreichen Abhandlungen über Chopin und die Göthestiftung, der zweite bringt die Aufsätze über Wagners Opern. —

Musik. In Königsberg ist eine neue Oper (deren Stoff der Frithyofsage entnommen ist), Dichtung von Erwin Schlieben, dem Verfasser des Königsberger Preisdramas „Woidot“; Musik von Gervais gegeben worden. Dieselbe ist insofern interessant, als man von ihr zum ersten Male liest, der Text, obgleich noch unfertig, wolle mehr bedeuten als die Musik. —

Joachim Raffs „große Symphonie“ (in E-moll) hat in Wiesbaden so vorzüglichen Erfolg gehabt, daß sie im Laufe der Woche nach ihrer ersten Aufführung wiederholt werden mußte. Die Oper „König Alfred“ desselben Componisten geht deshalb unter den günstigsten Vorzeichen am Wiesbadner Hoftheater in Scene. —

Unter andern Ehrenbezeugungen, die im Verlauf der letzten Zeit Tonkünstlern zu Theil geworden sind, gedenken wir der großen Ehrenmedaille, die Franz List von der Stadt Wien zum Andenken an seine Direction des Mozartconcertes erhalten hat. H. Dorn in Berlin ist zum Ritter des Weimarischen Falkenordens, Hector Berlioz zum Ritter des Ernstinschen Hausordens vor kurzem ernannt worden.

Bermischtes.

Der Husar. Fürst Friedrich von Schwarzenberg (der „Landsknecht“) theilt im Prager Jahrbuch „Libussa“ einen kleinen sehr interessanten Aufsatz über den ungarischen Husaren mit. „Wie man überhaupt

darauf achten sollte, nationale Eigenthümlichkeiten aufrecht zu erhalten, so scheint mir dies bei Heeren und Truppen ganz besonders wichtig zu sein. Oft hat eine so oder so gestaltete Mütze, eine Lige, oder die Form eines Rockes, eine eigenthümliche Melodie, oder irgend ein nationales Instrument im Augenblicke der Gefahr eine Schaar mit unwiderstehlicher Begeisterung belebt, mit stolzem Selbstgefühl erfüllt. Die Bergschotten, die spanischen Miquelets, gewisse Abtheilungen der französischen und russischen Garden, sowie verschiedene preussische Truppencorps liefern in der Kriegsgeschichte der neuesten Zeiten Belege zu dieser Behauptung. Aber kein Heer in der Welt dürfte in seinen Reihen wohl so verschiedene, alle in ihrer Art ganz besonders charakterisirte Truppengattungen zählen, wie das österreichische. Der deutsche Reiter, der Kroat, die Grenztruppen, der Artillerist, der Tyroler Jäger und der ungarische Husar sind, jeder für sich, einer eigenen militärischen Physiologie würdige Typen des Soldatenstandes. Insbesondere aber verdient der ungarische Husar eine große Beachtung. Trotzdem, daß man ihn nach und nach seiner Eigenthümlichkeit so viel als möglich beraubt hat, bis auf sein Kleid, — trotzdem, daß gerade er von allen europäischen und manchen außereuropäischen Mächten nachgeahmt worden, ist er doch in seiner Art originell geblieben. Auch sieht er alle fremden, seinen Nationalrock tragenden Krieger mit einer gewissen Geringschätzung an, gleichwie eine adelige Familie Fremde, welche sich ihren Namen und ihre Wappen angemast hatten. Ein alter ungarischer Husarenlieutenant antwortete einem schönen, bunten, von Gold strotzenden Offizier, der ihn „Bruder Husar“ ansprach: „Bruder?! — ich Husar, — Du Hanswurst!“

Die Benennung Husar stammt eigentlich von dem Worte Hus: Zwanzig. Man behauptet, daß zu Zeiten der Türkenkriege, jede Gemeinde den zwanzigsten Mann zu Pferde stellen sollte, oder daß der Adel aus Zwanzigen einen zu Pferde ausrüstete; — daher die Benennung „die Zwanzigsten.“

Anderer aber meinen: unter König Ladislaus oder zur Zeit des Matthias Corvinus habe eine leichte Reiterei als Leibwache bestanden, welche als Löhnung zwanzig Arrhen, eine damalige Münze, empfangen habe, und daher der nach und nach für die leichte ungarische Reiterei gangbar gewordene Name Husarock, „die mit zwanzig Arrhen Besoldeten.“ — Dem sei wie ihm wolle,

so viel ist gewiß, daß ihrer unter der Benennung leichte ungarische Reiterei schon während der Kriege des Matthias Corvinus — gleichzeitig mit den aus Böhmen und den Resten der Hussitenheere bestehenden, von dem berühmten Feldherrn Giskra befehligten, von ihren schwarzen Harnischen und Pickelhauben unter dem Namen der schwarzen Legion bekannten, in Sold genommenen Truppen, — erwähnt worden. Sie waren damals die ungarische leichte Reiterei, gleich wie die Heiden geworbene, auf längere Zeit in Pflicht und Sold genommene stehende Fußvolk.

Jeder ungarische, zum Gefecht zu Fuß gerüstete Krieger heißt noch heut zu Tage „Husar.“

Nach den dortigen National- und Landesverhältnissen giebt es auch Comitatshusaren, Leibhusaren, — fürstliche, — erzbischöfliche. — Stadthusaren. Bei der adeligen Insurrektion gab es ganze, lediglich aus Edel-leuten bestehende Husarenregimenter.

Die zuletzt von den Ständen im Jahre 1814 auf die Dauer des Kriegs gestellten leichten, den regulirten nationalen Husarenregimentern zugetheilten Reitereschwadronen hießen Veliten, von dem lateinischen Worte Velites. Der ungarische Husar, gut geführt, ist das Muster einer leichten Reitertruppe. Ausgezeichnet tapfer, wachsam, seinem Offizier anhänglich, vereinigt er in seinem halb orientalischen, halb europäischen Wesen alle Eigenschaften, welche die ausgezeichnetsten Truppen beider Welttheile besitzen. Er ist ernst, stolz, verschlossen. Die Haupteigenschaften, um ihn zu leiten, sind: Gerechtigkeit, Unerblichkeit, Ruhe. Man muß ihm zeigen, daß man ihm überlegen ist; vor dem Feinde muß er den Führer immer vor sich sehen. Einzelne Züge von handfester Tapferkeit imponiren ihm, noch mehr kaltblütige Ruhe, bei Gelegenheiten, wo er anfängt, besorgt zu werden. Im Spital, bei Verwundeten und Kranken zeige man Theilnahme und Milde, im Uebrigen Strenge und Gerechtigkeit. Man verurtheile ihn nie, ohne ihn zu hören, und man hüte sich vor Schimpfworten und leidenschaftlichen Ausbrüchen. Bei allen Anstheilungen sehe er, daß man sich um ihn bekümmert; beim Lagerfeuer finde er, wenn er erwacht, schon den Führer gegenwärtig. Bei keiner Truppe muß der Offizier vor Allem die Achtung seiner Untergebenen mehr besitzen, als beim Husaren; dann komme Furcht und hernach Liebe. Viele Worte sind bei ihm eher schädlich als zweckdienlich, — einige wenige, aber passende, dagegen

sehr wirksam. Man muß seine Sprache durchaus sprechen; er wird eine strenge, ihm unmittelbar mitgetheilte Sentenz leichter ertragen als eine mildere, welche er durch einen Dolmetsch erhält.

Sein gefährlichster Fehler ist der Trunk und daraus sich ergebende Widersetzlichkeit und Raionnirlust. Der Ungar, wie jede orientalische Race, geht sehr schnell von scheinbarer Ruhe und Indolenz zu plöglicher Hestigkeit und den leidenschaftlichsten Ausbrüchen über. Mit Zwang löst man seine Zunge nie; dagegen widersteht er selten Motiven des Ehrgeizes und der Eitelkeit. Hat man ihn einmal moralisch magnetisirt, so kann man auf ihn rechnen, und er ist der größten und heldenmüthigsten That fähig. Der ungarische Husar verläßt sich hauptsächlich auf seinen Säbel, den er immer als Stieb-, fast nie als Stichwaffe gebraucht. Auch seinen Karabiner mißt er ungern, obzwar er sich dessen selten mit Erfolg bedient. Weniger wichtig sind ihm die Pistolen. Auf die Pike hat er kein Vertrauen; er sieht sie als eine Bauernwaffe, des ungarischen Reiters unwürdig an.

Der ungarische Husar wird in der Fortsetzung des Gefechtes lebhafter als im Anfang, besonders wenn er anfängt, Blut zu sehen; darin unterscheidet er sich wesentlich vom Franzosen.

Im Lager ist er vor Mitternacht still, nach Mitternacht und gegen Morgen wachsam; darin von den meisten andern Truppen verschieden, bei welchen es im Lager vor Mitternacht lebhaft und lärmend, gegen Morgen aber Alles still und in Schlaf versunken ist. Am Wachfeuer erzählt gewöhnlich ein Improvisator Märchen, denen mit dampfender Pfeife schweigsam und aufmerksam zugehört, und der Erzähler mit einigen Gratis-schlucken aus den Feldflaschen der Zuhörer erfrischt wird.

Der Erzähler hat dabei gewöhnlich die schlaue Geschicklichkeit, den interessantesten Theil der Geschichte auf das nächste Mal zu lassen, um die Aufmerksamkeit, und somit auch die Freigebigkeit seiner Kameraden für das nächste Mal zu erhalten. Diese Erzählungen sind oft merkwürdig zusammengestoppelt aus alten Sagen, Ereignissen, Personen, und vermischt mit neuen Regimentesgeschichten und modernen Individuen. Laudon, Friedrich der Große, der berühmte Räuber Angyel Bandy, Napoleon u. a. m. finden sich dabei auf die sonderbarste Weise zusammengestellt.

Der Husar ist gewöhnlich schweigsam. Oft sieht er stundenlang mit liebendem Blick sein Pferd an, und

spricht mit ihm. Ihn von seinem Pferde trennen, ist für ihn oft das schmerzlichste Ereigniß, und es giebt Fälle, wo es ihn zum Selbstmord gebracht hat.

Er ist auch capable, Nächte lang, nachdem er die übrige Gesellschaft aus der Schänke vertrieben hat, der Zigeunermusik gegenüber ganz allein zu tanzen.

Ein General, der den Charakter des Husaren durch und durch kannte, und mit wahrer Genialität aufzufassen verstand. — (F. M. L. Wartensleben) — reduzirte die Reitkunst der Husaren auf drei Principien: kurze Bügel, kurze Zügel, lange Sporen. Sind die Sporen blank und der Bart gut gewichst, so ist der Mann gewöhnlich ein ordentlicher Soldat, wenn er auch zufällig in der Adjustirung etwas mangelt. —

Der Husar sorgt zuerst für sein Pferd, dann erst für sich. —

Als Meszaros Husaren (früher Barko, später Stipfics Nr. 10) in den Niederlanden zum ersten Mal attackirten, ritt der Oberst Matiaschowsky, seinen entblößten, kurzen, breiten Säbel in der Hand, vor das schon in den Türkenkriegen bewährte Regiment: „Fleischhacker! wollt ihr Fleisch hauen?“ — (Meszaros nämlich, der Name des Inhabers, heißt auf Deutsch Fleischhauer.) — Ein beifälliges Murmeln über dieses populäre Calembourg ging durch die Reihen. — „Gut also, ich, der Meister, werde Euch führen; Ihr, die Gesellen, werdet nachhelfen; hundert Prügel dem, dessen Säbel früher blutig ist, als der meine!“

Damit wollte er das Vorprellen verbieten, des Nachreitens war er gewiß. Manche andere Truppe hätte diese Warnung entbehren können, mancher andere Oberst sich aber wohl gehütet, sie zu geben. Der Oberstlieutenant erste Escadron — (Mittmeister, später F. M. L. Geringer) — desselben Regiments nahm bei Zamars die feindlichen Schanzen ein, indem er bei der Kehle einritt. In demselben Feldzuge erhielten drei Escadrons-Commandanten dieser Escadron das Theissenkreuz. — Keine Truppe ist so innig ihrem Offizier anhänglich, wenn er mit ihr umzugehen versteht, als der Husar. Nirgends aber ist derselbe, sowohl im Feld, als im Friedensdienst, einer schärfern Kritik unterworfen.

Von Feinden respectirt, er am meisten den preussischen Husaren und den französischen Kürassier. Jeden Kürassier nennt er vavas németh, — „einen eisernen (gepanzerten) Deutschen“ — so wie jeden Fremden „einen Schwaben“.

Ein zum Tode verurtheilter Husar begehrte, kurz vor seiner Hinrichtung, vom protestantischen zum katholischen Ritus überzutreten. Auf die Frage, welcher Beweggrund ihn zu diesem Schritt antreibe, und auf die Warnung des Feldpaters selbst, er möchte seine letzten Stunden nicht etwa durch eine, in Hoffnung der Begnadigung oder durch sonstige irdische Rücksichten herbeigeführte Apostasie entwürdigen, sagte er: „Herr, ich habe in der Einsamkeit Zeit genug gehabt, über die Zukunft zu denken; da ist mir eingefallen, daß alle Könige von Ungarn katholisch waren, und da es ihnen schon auf dieser Welt wie großen Herren ergangen ist, vermuthe ich, daß sie auch drüben einen guten Platz haben werden. Ich möchte also dorthin kommen, wo die Könige sind.“ —

Er wurde richtig katholisch — und gehängt. —

Milton nach seiner Persönlichkeit und seinen Gewohnheiten. Milton's Figur, berichtet ein neu erschienenes englisches Werk, war eher unter, als über mittlere Größe, gut gebaut und muskulös. Sein Wesen, sagt Wood, war freundlich, sein Gang fest und männlich, Zuversicht und Unererschrockenheit verrathend. Er war gewand im Gebrauch des Degens; und obgleich er sich aus Princip gewiß nie in ein Duell eingelassen haben würde, besaß er Kraft, Geschicklichkeit und Muth den Angriff jeglichen Gegners zurückzuschlagen. Sein hellbraunes Haar, das er nie, auch in späteren Jahren nicht verlor, trug er in der Mitte gescheytelt, wie uns seine Portraits zeigen. Seine Augen erschimmerten grau, und da die Ursache seiner Blindheit eine innerliche war, so veränderten sie sich durch dieselbe durchaus nicht. Sein Gesicht war oval und sein Teint in seiner Jugend so fein, daß er in Cambridge, wie Aubrey uns erzählt, von seinen Colleggen, „die Dame“ genannt wurde; selbst in späteren Jahren behielten seine Wangen eine sanft geröthete Farbe. Er hatte ein sehr gutes Gehör, und trieb selbst Musik, er spielte die Orgel und den Bass. Seine Stimme war sanft und melodös und wir können annehmen, daß sein Gesang Geschmack und Kenntniß zeigte. Richardson macht folgende Beschreibung von Milton in seinen letzten Lebensjahren: Ein Pfarrer aus Dorsethire, Dr. Bright, fand John Milton in einem kleinen, mit verblühenem Grün behängten Zimmer, in sauberer schwarzer Kleidung in einem Armstuhl sitzend; er war bleich,

hatte jedoch keine Leichenfarbe; seine Hände und Füße waren gichtisch. Er pflegte auch in einem groben grauen Oberrock bei warmen, sonnigen Wetter vor der Thür seines Hauses in Brunhillsfields zu sitzen, um die Luft zu genießen; und empfing sowohl hier als in seinem Zimmer die Besuche ausgezeichneter und vornehmer Leute.“

Das Mozarthaus in Prag, am Altstädter Kohlenmarkt (Nr. 420, bei den drei goldenen Löwen) wird der Prager Bürgermeister Doktor Wanka mit einer Gedenktafel versehen, welche in beiden Landessprachen verkünden soll, daß Mozart in diesem Hause seinen „Don Juan“ geschrieben hat. Der Verfasser des Textes zu „Don Juan“ der Abbate Lorenzo da Ponte, war damals zugleich mit Mozart in Prag, und wohnte im Hintergebäude des Gasthauses zum Platteis. Dichter und Componist konnten, wie man erzählt, aus ihren Fenstern bequem über die enge Gasse mit einander verkehren.

Eine Parallele. Allen unbedingten Schmähern der Neuzeit, die denn natürlich auch Anbeter der „guten alten Zeit“ sind, kann nicht genug die Parallele empfohlen werden, welche Englands großer Geschichtsschreiber Thomas Babington Macaulay im dritten Capitel seiner „Geschichte von England“ zwischen den Zuständen von damals und jetzt zieht. Diese einfachen auf gleichzeitige Documente gestützten Angaben über die Culturverhältnisse Englands im siebzehnten Jahrhundert, (zu denen deutsche Geschichtsschreiber gewiß entsprechende Commentare liefern könnten), beweisen schlagend wie durch den steten Fortschritt der Civilisation das Wohl der Menschheit wenigstens nicht übermäßig gefährdet worden ist.

Correspondenz.

Berlin, Anfang Februar 1856.

So weit man es immerhin in den Belustigungen aller Art gebracht hat, so groß und mannichfach die Vergnügen-

gen auch sind; der Inbegriff aller der Ausgelassenheiten und Tollheiten, welche die südlichen Völker Freuden des Carnivals, des Faschings benennen, existirt wie für ganz Norddeutschland, so auch speciell für Berlin mehr dem Namen als der That nach. Die Physiognomie der Carnevalszeit gewinnt nur dadurch einigermaßen markirte Züge, daß die vornehme Welt gerade um diese Zeit all ihren Glanz und Reichthum entfaltet, daß man sich für die letzten Wochen vor Neujahr, welche mehr der Häuslichkeit gewidmet sind, jetzt auf Bällen, Soireen u. s. w. schadlos hält, daß sich endlich alle die, welche, wie z. B. die jungen Kaufleute, zu Weihnachten Extraeinnahmen hatten, bemühen, die Dukaten oder Friedrichsdors so schnell als möglich aus der Tasche los zu werden. Um denn den allseitigen Wünschen zu begegnen, veranstalten industriöse Unternehmer Maskenbälle, bei denen das Raffinement die Zufriedenheit eines harmlosen Vergnügens ersetzen muß und die sich dadurch vielleicht am besten charakterisiren lassen, daß das Thermometer der Sitte und des Anstands, wenn der Scherz der Maskirungen den höchsten Grad erreicht hat, gewöhnlich bis unter Null herabfällt oder sich doch nicht viel über dem Nullpunkt erhält. Wie gesagt, das Raffinement dieser Ergötzlichkeiten kann die Carnevalswochen von denen der übrigen Winterfaisen nur im geringen Maße auszeichnen und eben so wenig als die Pfann- und Spritzkuchen, welche um diese Zeit massenhaft vertilgt werden. In diesem Winter indessen gewinnt die Carnevalszeit an Auszeichnung, indem auf Allerhöchsten Befehl vier Opern: Mozarts „Figaros Hochzeit,“ „Domeneus,“ Glucks „Armide,“ Spontinis „Vestalin,“ eigends mit der Bezeichnung „Carnevalsopern“ aufgeführt wurden. Der feinen, namentlich der Damenwelt möchte aber wohl noch mehr mit den Subscriptionsbällen gedient worden sein, welche wie vor Jahren im Concertsaale des Schauspielhauses, dieses Mal im Opernhause unter Anordnung des Generalintendanten der königl. Schauspiele, Herrn von Hülsen stattfanden. Bei solchen Gelegenheiten wird die Bühne und das Parquet des Zuschauerraumes zu einem riesigen Saale vereinigt. Die Einrichtung ist so geschmackvoll wie elegant, darüber herrschte unter allen Stimmen nur einstimmiges Lob. Natürlich thun sich vornehmlich auf diesen Bällen die Damen hervor, sie sind es ja, die ihre Schätze und die Vollkommenheit ihrer Toilette wie der Kleiderstoffe sehen lassen müssen. Die Gesamtheit der bei dieser Gelegenheit von den Anwesenden zur Schau gestellten Kostbarkeiten soll an das Fabelhafte grenzen. — „Es wäre doch recht hübsch, wenn man es so haben könnte“ — mag da wohl mancher denken, der sich sein Brod mühsam verdienen muß und es nie weiter bringt, als im Schweisse seines Angesichts sein Brod zu essen! —

Es ist eine oft berührte Thatsache, daß der Deutsche seine großen Dichter und Componisten verhungern läßt und ihnen nach dem Tode Denkmäler setzt. Ebenso widersinnig ist auch, zu Ehren eines großen Todten ein Zweckessen abzuhalten, was doch eigentlich nichts anderes zu bedeuten hat, als: weil Du verhungert bist, deshalb wollen wir uns ein-

mal etwas zu Gute thun. Ein derartiges Zweckessen bildete denn auch bei der Mozartfeier am 27. Januar den Schlußtheil des Festes. Hinterher hörte man vielfache Klagen, daß das Essen und der Wein zu dem Preise des Couverts von 1½ Thlr. in gar keinem Verhältnisse gestanden habe. Das ist nun freilich ein eigenthümliches Geburtsfeiern, wegen des schlechten Essens saure Gesichter zu ziehen, indessen charakterisirt den Werth derartiger Zweckessen auf die deutlichste Weise. Der bedeutendste Theil der Mozartfeier war unstreitig die Aufführung von „Figaros Hochzeit,“ da selbst die kleinsten Rollen von ersten Kräften ausgeführt wurden. Nur das Eine konnte die wahre Freude an der Verherrlichung des Genius in etwas trüben, daß die ganze Feier von gewisser Seite wie eine Art Demonstration angesehen wurde. Man merkt ja doch die Absicht, daß die Exclamationen „ach unser unsterblicher Mozart!“ nur ertönen, um die Gegenwart, welche kein Genie wie Mozart aufzuweisen hat, zu schwächen. Jetzt sind alle solche Geister klug, aber hätten sie zu Mozarts Zeit gelebt, so würden sie zu der Clique gezählt haben, welche mit der Zuchttrube der Kritik gegen Mozart agitir haben würden, wie sie es jetzt gegen die schaffenden Künstler thun. Es ist Alles schon dagewesen. Unterdessen erlebt der „Tannhäuser“ allen seinen Neidern zum Trost eine Aufführung nach der andern. Der großen Masse des Publikums freilich ist er noch immer mehr Gegenstand des Staunens als der freudigen Hingabe. Man hat auch gar nicht nöthig, sich in Wagners Empfindungsweise hineinzuleben, hats doch bereits Kallisch, den „Tannhäuser“ populär zu machen, mit einer Parodie desselben versucht. — Theilweise an dieser Sucht, Alles, selbst das Vortrefflichste, karrikirt und parodirt zu sehen, sind auch wieder Gottschalls „Diplomaten“ im königl. Schauspielhause gefallen. Man belügt sich selbst, wenn man bei der offenbaren Bevorzugung der Posse des höheren Blödsinns auch das feine Lustspiel würdigen zu können meint. Man verlangt von einem Lustspiel, daß es mit prickelnden Possensituationen einerseits, andererseits aber auch mit dem feinsten Baue, der trefflichsten Motivirung ausgestattet sei. Aber nur theilweise an dieser Sucht sind die „Diplomaten“ gefallen. Denn Gottschalls Lustspiel trägt Mängel an sich, die einen durchgreifenden Erfolg beeinträchtigen müssen. Der Stoff gehört der Geschichte und zwar der spanischen an. Schon Raupach wählte ihn zur Grundlage seines Stückes „Elisabeth Farnese.“ Gottschall läßt nun zwar auch die Erhebung der Prinzessin Elisabeth von Parma den Angelpunkt des Lustspiels sein, nebenbei aber muß er ihn mit einer Intrigue und Kabale umwickeln, um das Neben- und Gegeneinanderwirken seiner beiden Diplomaten, des Abbé Abberoni und des niederländischen Gesandten, des Barons von Ripperda in das gehörige Licht zu stellen. Das Licht indessen, das auf die Diplomaten fällt, ist ein zweideutiges. Bald scheint's, als habe der Verfasser nur eine Persiflage auf das Diplomatenhum liefern wollen, bald, als sei's ihm mit der Arbeit derselben voller Ernst gewesen. Wie gesagt, man weiß nicht recht, glauben die Männer an die volle Wichtigkeit ihrer Arbeit

oder nehmen sie nur scheinbar eine ernste Miene an, um einander mit dieser desto freier zu verspotten. Das Lustspiel trägt den Zuschnitt der seit Scribes „Glas Wasser“ Mode gewordenen Intriguenstücke, entbehrt aber der Reckheit in der Combination sowohl, wie auch der Flüssigkeit in der Situationsfolge. Gottschall weiß sehr wohl, wie viel sich mit der Bühnenroutine der Fabrikstückmacher bei dem großen Haufen des Publikums machen läßt, aber er will viel mehr liefern, als ein Stück gewöhnlicher Theatermacher. Er beginnt zu motiviren und vielleicht gerade an Stellen, wo dem Publikum, das nur gepackt und immer wieder gepackt sein will, Sand in die Augen gestreut werden müßte. Gottschall ist zu viel Dichter, um das Universallödrungsmittel, nämlich die einzelnen Theile des Stücks mit dem Kleister der Sentimentalität aneinander und das Ende mit ihm zu überkleben, anwenden zu können, da muß er denn auch darauf verzichten, den Beifall des Publikums zu erringen. Neben den Schwächen des Lustspiels, welche sich größtentheils in der Uebersahl der schwächlichen, sich selbst verspottenden Personen und in den Weitschweifigkeiten der Auseinandersetzungen am Schlusse kundgaben, bieten namentlich die ersten Acte sehr ergötzliche Scenen, die durch das sehr löbliche Spiel aller Mitwirkenden noch mehr gehoben wurden. Doch je näher dem Schlusse, desto lauer wurde die Stimmung des Publikums, ja es machte sich sogar beim Fallen des Vorhangs ein Zischen der Opposition geltend — ein Schicksal das übrigens fast alle Neuigkeiten der Saison getroffen. — In Aussicht steht Hackländer's „Zur Ruhe sehen,“ das vor kurzem in Wien gegeben wurde. Ueber Gutzows „Ella Rosa“ scheint der Würfel des Ob oder Obnicht noch nicht geworfen zu sein, die Annahme desselben ist bis jetzt wohl nur Vermuthung. — Neueinstudirt mit größtentheils neuer Besetzung erschien „Göb von Verlichingen.“ Wenn er beim Publikum nicht den vollen wohlverdienten Beifall fand, so lag dies an einem bedeutenden Fehlgriß in der Besetzung vornehmlich der Damenrollen. An Stelle des Herrn Kott spielte H. Hendrichs zum ersten Male den Göb mit mehrfachem Applaus und Hervorruf.

Einen sehr glücklichen Wurf hat das Friedrich-Wilhelmsstädtische Theater mit Wolffsohn's Schauspiel „Nur eine Seele“ gethan, dessen anfängliches Verbot nach acht Tagen wieder aufgehoben wurde. Es freut uns von Herzen, nicht allein melden zu können, daß dieses Stück bereits zehn Mal über die Bretter ging, sondern auch daß es ein Werk ist, welches diese Auszeichnung im vollen Maße verdient. Endlich doch einmal ein Stück, von dem sich viel, recht viel des Guten berichten läßt, ein Stück, dem nur ein blinder Eifer den Einzug auf die weltbedeutenden Bretter wehren kann. Gegenstand des Schauspiels bildet die russische Leibeigenschaft. Die ganze Anlage sowohl, wie auch der Verlauf von Wolffsohn's Schauspiel giebt Zeugniß von

einem sehr bedeutenden Veruf des Autors fürs Drama. Zu tadeln bleibt nur, daß er dem Zeitgeschmacke nicht auch darin Trost zu bieten wagte, die zu einem tragischen Schluß hinielende Entwicklung mit einem solchen zu schließen. Werden nicht tragischen Schluß befriedigend, oder gar schön finden kann, dem mangelt jeder Begriff von poetischer Gerechtigkeit. Wolffsohn gab seinem Stücke anfänglich den tragischen Ausgang und dabei hätte er auch stehen bleiben sollen, durch die friedliche Lösung wird in gewisser Hinsicht das ganze Streben seiner Auseinandersetzung, die Verurtheilung der Leibeigenschaft aufgehoben. Die hiesige Kritik zeigte sich dem Verfasser sehr gnädig, theilweise vielleicht nur um den handgreiflichen Beweis führen zu können, daß die von der Intendanz der königl. Schauspiele abgelehnten Stücke keineswegs immer zu den schlechten gehören. Nur die Kreuzzeitung trittelt an dem Stücke und findet nur eine abgeschlossene Charakterzeichnung darin und zwar die des besoffenen (betrunken ist zu wenig) Bauern Starost, der auf einen Menschen von gesundem Geschmack einen geradezu widrigen Eindruck machen muß. — Die Kunst der Darsteller hielt sich durchgehends, wie milde man auch urtheilen mag, nur in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Man hatte zum Theil nicht einmal ordentlich gelernt. Selbst aber die bedeutendern Kräfte, wie z. B. Herr Usher als Alexander Wolinsky, machten aus ihren Rollen nicht mehr als Theaterfiguren. In Anbetracht ihrer nicht eben großen künstlerischen Mittel leistete am meisten Fr. Stromeyer als Helene. Und doch trotz der theilweisen Unzulänglichkeit der Darstellung macht das Schauspiel volle Häuser, Beweis genug, daß es in sich Lebensfähigkeit tragen muß. Um so mehr ist die Ablehnung desselben seitens der Intendanz der königl. Schauspiele zu bedauern. Gerade für Stücke dieser Art besitzt die königl. Bühne Kräfte, welche mit den einzelnen Rollen gewaltige Erfolge hätten erzielen können. — Möge H. Wolffsohn recht bald wieder einen so glücklichen Wurf thun, wie mit diesem Schauspiel. (Hier nannte man es vielfach ein Erstlingswerk; so viel uns aber bekannt, erschien schon vor Jahr und Tag von demselben Verfasser ein Schauspiel, das auch, irren wir nicht, in Dresden zur Aufführung kam.)

Im März wird B. Davison auf der Friedrich-Wilhelmsstädtischen Bühne ein längeres Gastspiel beginnen. Er wird uns auch hier sehr willkommen sein, doch hätten wir ihn lieber wieder auf der königl. Bühne gesehen. Die Umgebung ist auf jener Bühne theilweise — namentlich fürs Drama — so geringfügig, daß sie von Davison ohne die mindeste Mühe weit, weit überflügelt werden kann. — Den Opernfreunden verspricht der März gleichfalls ein Gastspiel von Bedeutung und zwar das der Frau Bürde-Rey von Dresden.

E. M.